

JACQUES DERRIDA *Von der Gastfreundschaft*

Das ist nun – zumindest in einer ihrer Bedeutungen – die Frage *des* Fremden als Frage der Frage. Besteht die Gastfreundschaft darin, den Ankömmling zu befragen? Beginnt sie mit der Frage, die an den Kommenden gerichtet wird (was als sehr menschlich und bisweilen liebevoll erscheint, vorausgesetzt, daß es Gastfreundschaft mit Liebe zu verbinden gilt – ein Rätsel, das wir im Moment noch zurückbehalten): Wie heißt du? Sag mir deinen Namen, wie soll ich dich nennen, ich, der ich dich rufe, der ich dich bei deinem Namen rufen möchte? Wie werde ich dich nennen? Ebendiese Frage stellt man, ganz zärtlich, gelegentlich auch Kindern oder Geliebten. Oder beginnt die Gastfreundschaft damit, daß man empfängt, ohne zu fragen, in einer doppelten Streichung der Frage *und* des Namens. Ist es gerechter und liebevoller, zu fragen oder nicht zu fragen? Beim Namen zu fragen oder ohne Namen zu rufen? Einen bereits gegebenen Namen zu geben oder zu erfahren? Gewährt man die Gastfreundschaft einem Subjekt? Einem anhand seines Namens identifizierbaren Subjekt? Einem Rechtssubjekt? Oder wird die Gastfreundschaft dem Anderen *gewährt*, ihm *geschenkt*, bevor er sich identifiziert, ja ehe er ein Subjekt, ein Rechtssubjekt und ein bei seinem Familiennamen zu rufendes Subjekt usw. ist (als ein solches gesetzt oder vorausgesetzt wird)? Die Frage (nach) der Gastfreundschaft ist also auch die Frage (nach) der Frage; gleichzeitig aber auch die Frage nach dem Subjekt und dem Namen als einer Hypothese der Generation.

MITHU SANYAL *Zuhause*

Grenzen haben schon lange ihre Bedeutung für Waren, Geld, Daten und Informationen verloren. Sie alle überschreiten Grenzen ständig und ungehindert. Tatsächlich gelten Grenzen nur noch für Menschen, genauer: für bestimmte Menschen.

Die anderen sind nicht an und für sich gefährlich. Sie werden es erst, wenn sie in unser Land kommen, das sich paradoxerweise gerade durch das Versprechen von maximalem Pluralismus definiert. Denn westliche Demokratien legitimieren sich ja auf Basis der Meinungsfreiheit, Religionsfreiheit, der Würde des Menschen, die unantastbar ist. Theoretisch. Wenn die gesellschaftliche Praxis anders aussieht, entsteht eine kognitive Dissonanz, alle fühlen sich irgendwie unwohl und wissen nicht so genau, warum.

De facto haben Migrant_innen noch immer ein doppelt so hohes Armutsrisiko; in Schulen wird ihre Migrationsgeschichte als Defizit wahrgenommen, und im Lehrbetrieb wird auf Defizitbeseitigung, wie Deutschlernen, statt auf Ressourcenmaximierung gesetzt, also wahrzunehmen: Hey, das sind Kinder, die bereits bi- oder trilingual sind. Noch immer ist es für Menschen mit sichtbarer Migrationsgeschichte deutlich schwieriger, eine Wohnung, einen Arbeitsplatz oder auch gute ärztliche Betreuung zu bekommen. Und all das muss vor dem Hintergrund einer Gesellschaft betrachtet werden, in der die Schere zwischen Arm und Reich sowieso immer weiter auseinandergeht.

Identität bestimmt nicht die Dinge, die wir tun, wohl aber die Dinge, die andere Menschen uns antun. Identität ist also durchaus real, aber nicht weil sie ein genuiner Stoff – wie ein Blutstropfen oder eine Essenz – ist, sondern weil sie reale Auswirkungen auf unser aller Leben hat. Deshalb sind Identitäten immer ein zweischneidiges Schwert, denn sie können genauso gut Misstrauen und Ressentiments gegen andere Gruppen / Menschen erzeugen und befördern wie Empathie und Solidarität. Doch was uns alle miteinander verbindet, ist paradoxerweise unser Bedürfnis nach Identität(en). Nach dem aktuellen Stand der Forschung brauchen Menschen die Vorstellung von Identitäten, um sich in der Welt zu verorten. Deshalb ist es wichtig, offene Identitäten zu kreieren, die unsere geteilte Menschlichkeit widerspiegeln.

Heimat gibt es nicht einfach, sondern sie muss in einem Prozess der Konsensbildung hergestellt werden.

Worauf es wirklich ankommt, ist, dass es gemeinsame Narrative gibt. Und das wichtigste gemeinsame Narrativ ist das explizit ausgedrückte Verlangen, zusammen zu leben... Die entscheidende Frage lautet also nicht „Wo kommst du her?“, sondern „Wo wollen wir zusammen hin?“!

PAUL B. PRECIADO *Ein Apartment auf dem Uranus*

Oder es geht, im Gegenteil, um einen Prozess des sozialen und subjektiven Experimentierens, um ein Infragestellen aller normativen Identitäten, ob es sich dabei nun um nationale, klassenspezifische, geschlechtliche, sexuelle, territoriale, sprachliche, ethnische etc. Identitäten oder um normative körperliche und kognitive Differenzen handelt. Entweder tragen die Männlichkeit, die Weiblichkeit, die Nation, die Grenzen, die territorialen und sprachlichen Demarkationslinien den Sieg über die unendlich vielen möglichen Reihen bestehender oder zu schaffender Beziehungen davon oder wir bringen gemeinsam jenen experimentellen Enthusiasmus auf, der einen nie abgeschlossenen Konstitutionsprozess zu tragen vermag. Genau wie unabhängig werden bedeutet auch trans werden stets und vor allem, der Nation und dem Geschlecht abschwören, der Anatomie als unabwendbares Schicksal ebenso eine Absage erteilen wie der Geschichte und den überkommenen Rezepten, die sie bereithält. Uns den Gesetzen des Körpers, des Blutes und des Bodens zu verweigern. Die nationale und die Geschlechteridentität können weder Fundament noch Telos sein. Wir dürfen Nation und Geschlecht weder als ontologische Wahrheiten noch als empirische Notwendigkeiten begreifen, die es uns erlauben, über Zugehörigkeiten oder Demarkationslinien zu entscheiden, Es gibt hier nichts zu bewahrheiten und nichts zu beweisen, alles bleibt zu erproben. Wie das Geschlecht gibt es die Nation nicht außerhalb kollektiver Praktiken, die sie ersinnen und konstruieren. Der Kampf beginnt mit der Desidentifikation, nicht mit der Identität. Mit dem Sperren der Ausweise, dem Löschen der Vornamen. Wir müssen neue Ausweise und neue Vornamen vorschlagen. Und deutlich machen, dass es sich dabei um kollektiv imaginierte Fiktionen handelt. Fiktionen, die es erlauben, Freiheit zu schaffen.